

## *Die Zukunft unserer Ordensschulen und Internate*

Von Bernhard Stoeckle OSB, Ettal

Wenn die Ordensschulen und Internate in der Öffentlichkeit von heute einiges Ansehen genießen und man ihnen mit einer gewissen Achtung und auch Ehrfurcht begegnet, so werden Sie, verehrte Väter, sofern solche Häuser unter Ihrer Verantwortung stehen, realistisch und illusionslos genug sein, um sich davon nicht einnebeln zu lassen. Sie spüren wohl alle, wie schwer, ja wie beinahe unerträglich da und dort schon die Lage jener unserer Häuser geworden ist, welche der Erziehungsarbeit verpflichtet sind — wie unbefriedigend vieles da läuft, wie bei aller entsagungsvollen Mühe so zahlreiche Versager, Pannen und Enttäuschungen, so viele entmutigende Vorkommnisse zu verzeichnen sind.

Dazu kommt — wiederum für Sie in erster Linie bedrückend — daß innerhalb der Kirche unserer Tage Stimmen laut werden, die mitunter zurückhaltend, mitunter aber sehr kritisch unsere Heime und Schulen kommentieren; die uns zu verstehen geben, daß wir eigentlich schon ausgespielt haben oder so wie bisher einfach nicht weitermachen können. Schließlich lastet auf Ihnen auch noch der Druck von Seiten Ihrer Mitarbeiter oder Untergebenen, die Sie für die Aufgaben der Jugenderziehung abgestellt haben: unter denen gärt und brodelt gar manches; es begegnen Ihnen sowohl Anzeichen von Resignation, innerer Müdigkeit und Unlust, als auch Symptome unerleuchteten Vorpreschens und gereizter Aggressivität. Man kann es darum verstehen, daß nicht wenigen unter Ihnen die ordenseigenen Schulen und Heime schlaflose Nächte bereiten.

An sich wäre das alles für sich genommen schon Anlaß genug, um einmal in Ihrem Kreis ehrlich und offen das ganze Problem der von den Orden gegenwärtig geleisteten Erziehungsarbeit zu bedenken. Was jedoch für die heutige Besinnung den unmittelbaren Anstoß gab, ist ein Ereignis jüngerer Vergangenheit. Ich meine die Tagung der katholischen Heimerzieher Deutschlands, welche Anfang April vorigen Jahres (1966) in Mainz stattfand. Eine am Schluß dieser so fruchtbar verlaufenen Tagung im kleinen Kreise veranstaltete Manöverkritik ließ spontan den Wunsch laut werden, Ihnen, verehrte Väter, etwas vom Ertrag dieser Zusammenkunft mitzuteilen: etwas mitzuteilen von jener erfrischenden Zuversicht, die wir alle als besonderes Geschenk empfanden, aber auch von manchen Anliegen und Sorgen, mit denen wir uns zu befassen hatten, von denen wir uns aber sagen mußten, daß sie ohne Ihre gütige Bereitwilligkeit und hilfreiche Unterstützung einfach nicht zu lösen sind.

## I. DIE KÜMMERNISSE

Der eigentliche kirchliche Ertrag unserer Häuser ist bestürzend gering. Nicht nur, daß für die eigene, unternehmende Ordensgemeinschaft im Durchschnitt wenig oder nichts abfällt. Erschwerender fällt ins Gewicht, daß aus katholischen Heimen spärlich nur tatkräftige Christen hervorgehen, daß Internatszöglinge in Pfarreien nahezu verschwinden, daß überdies ein nicht geringer Anteil unserer „Ehemaligen“ zu praktizieren aufhören oder gar ein Ressentiment gegen alles, was mit christlichem Anspruch zu tun hat, nähren und auch zu verbreiten wissen. Dazu tritt die Einsicht, daß unsere Heime und Schulen bei all ihrer äußeren Repräsentanz und bei allem Ansehen, das sie genießen, vom spezifisch christlichen Wertindex her betrachtet, arg matt und farblos wirken, zu sehr als profan organisierte Unternehmen, als Werkstätten für die Produktion von Verstandesleistungen in Erscheinung treten.

### 1. Die Klagen der Oberen:

a) Für die Erziehungsaufgaben in Schule und Heim lassen sich entweder nur mit allergrößter Mühe oder überhaupt nicht mehr Kräfte freimachen. Schließlich will man ja nicht Leute, die im Orden zu sinnvollen Aufgaben nicht zu verwenden sind, als Lückenbüßer einsetzen.

b) Nicht wenige gewissenhafte Obere befürchten, daß die mit Schule und Internat verbundenen Beanspruchungen die eigentlichen Zielsetzungen ihrer Ordensgemeinschaft schlechthin gefährden. Ihnen scheint jede Lehrkraft einen Seelsorger weniger und jeder Erzieher aus dem Orden einen Ordensmann weniger zu bedeuten. Sehen Sie nur etwa auf die lange Ausbildungszeit derjenigen Ihrer priesterlichen Mitbrüder, die noch ein Fachstudium bewältigen sollen! Genau die Jahre, in denen der seelsorgliche Impuls emotionell noch sehr stark ist, gehen auf diese Weise verloren. Bedeutet überdies für junge Christen, die dem Orden sich schenken wollen, die Aussicht, ein Lebtage lang nur Mathematik, Biologie oder Sprachen lehren zu müssen, nicht ein unüberwindliches Hindernis, dem Orden beizutreten? Kein Wunder, daß von derlei Sorgen geplagte Obere ein offenes Ohr jenen Stimmen gegenüber zeigen, welche dafür plädieren, wenigstens die Lehrkräfte der vom Orden getragenen Schule aus christlichen Laien zu rekrutieren. Selbst weltoffene Christen empfinden es als unpassend, wenn beispielsweise der Turnunterricht von einem Mönch oder einer Nonne hauptamtlich erteilt wird. Was dann die außerschulischen Anliegen des Heimes angeht, glauben Obere zu bemerken, daß die Befassung mit der Erziehungsarbeit durch ordenseigene Kräfte zuviel „Weltliches“ mit sich bringe und somit auch von dieser Seite die Strahlkraft der Ordensgemeinschaft auf junge Menschen erheblich vermindere.

c) Viel Anlaß zur Beanstandung bietet in Ihrer Sicht, verehrte Väter, auch das Verhalten der mit Erziehungsaufgaben beauftragten Mitbrüder. Sagen

wir es kurz: sie tanzen gerne aus der Reihe. Sie stehen Ihres Erachtens zu sehr außerhalb der klösterlichen Ordnung und Disziplin. Geraume Zeit nehmen sie nur sehr beschränkt am Leben der Kommunität teil. Sie brauchen viele Dispensen und Extras. Manchmal erwecken sie sogar den Eindruck, als fühlten sie sich in solcher, vom Zugriff der Ordensverpflichtungen unmittelbar entzogenen Position gar nicht so unwohl. Damit hängt zusammen, daß diese Mitbrüder vielfach einen in Ihren Augen zu weltlichen Lebensstil pflegen: zu sehr äußeren Belangen aufgeschlossen und zu wenig auf die Anliegen des geistlichen Lebens einzugehen bereit sind. Nicht genug der Beschwernisse! Ordensleute mit pädagogischem Auftrag sind gegenüber ihren Oberen oftmals eigensinnig, rechthaberisch, unternehmen vieles, ohne vorher zu fragen, auf eigene Faust.

d) Aber auch das gibt es und es sei nicht übergangen: Obere, die wirklich mit allem Einsatz hinter ihren Schulen und Heimen stehen und die sich deren Erhalt viel kosten lassen, müssen heute zunehmend die Erfahrung machen, daß jüngere Mitbrüder, auch wenn sie über genügend Qualifikationen verfügen, gar nicht mehr in Schule und Heim Dienst tun wollen, daß sie sich sträuben gegen ein diesbezügliches Ansinnen.

e) So nun Obere diese eben skizzierten Sorgen sehr intensiv erfahren, liegt es nahe und ist fast nicht zu vermeiden, daß sie gewisse Schlußfolgerungen ziehen und in Anbetracht der Frage, wie es denn nun weitergehen solle, zu bestimmten Maßnahmen sich gedrängt fühlen: die einen liebäugeln mit einer schrittweisen Liquidierung oder einem stufenweisen Abbau ihrer Einrichtungen. Sie sind zur Erkenntnis gekommen, daß aus diesen Institutionen für die Zukunft nichts mehr zu gewinnen ist oder daß sie es bei bestem Willen personell nicht mehr schaffen. Wo dann entsprechende Verfügungen getroffen werden, ist wenigstens eine klare Position bezogen. Ob es dann in jedem Fall eine richtige Entscheidung gewesen ist, ist eine andere Frage. Andere Obere wiederum wollen nichts preisgeben. Im Glauben, daß sie der bestehenden Schwierigkeiten Herr werden könnten, greifen sie zum System eines absolutistischen Dirigismus. Sie treffen über die Köpfe ihrer Mitarbeiter hinweg unmittelbar Dispositionen für Heim und Schule. Wie die Erfahrung zeigt, bewegen sich solche Eingriffe meist in eine zweifache Richtung: Beharrung auf dem überkommenen bewährten Konzept unter gleichzeitigem hermetischem Abschluß nach außen oder Umbildung der Erziehungseinrichtungen zu einer Art Vor-kloster oder Mininoviziat, das den Orden mit dem notwendigen Nachwuchs versorgen soll. Schließlich gibt es auch noch das resignierte Treibenlassen der Dinge. Dieser Fall tritt gewöhnlich dort ein, wo der Obere selbst innerlich entmutigt, davon Abstand nimmt, wehrend oder unterstützend in Schule und Heim einzugreifen. Das ruft auf die Dauer so etwas wie eine tödliche Lähmung hervor.

## 2. Klagen der mit Erziehungsaufgaben betrauten Mitbrüder.

a) Eine ansehnliche Zahl vorwiegend jüngerer Mitbrüder mit an sich hoher Berufsauffassung vom Ernst der Herrennachfolge und des ungeteilten Dienstes vermag nicht zu sehen, wie die ihnen zugemutete Arbeit in Schule und Heim in Ausgleich zu ihrem Dasein als Ordensmann gebracht werden könnte. Sie leiden unter der Vorstellung, daß sie in diesen beiden Bereichen zwangsläufig ihrer eigentlichen Berufung entfremdet werden. Ihre stets wiederkehrende Klage lautet: „Ja, bin ich denn ins Kloster gegangen, um einen Schulmeister abzugeben oder als Präfekt eine schlechte Figur zu machen?“ Wenn sie gleichwohl ihren Auftrag an der Jugend verrichten, so tun sie das lustlos, rein aufgrund des Gehorsams, „officiose tantum“. Die Jugend freilich, die meist um diese Zusammenhänge nicht weiß, schließt aus dem impulslosen Gebaren solcher Ordensleute, daß sie in ihrem Beruf als Ordensmann nicht zufrieden seien.

b) Von anderer Art sind die Klagen derer, die an sich gerne, von innen her, ihre Erziehungsaufgaben erfüllen und die darin keinen Widerspruch zu ihrer vom Orden vorgezeichneten Lebensform entdecken können. Ihnen passiert es, daß sie sich in ihren Planungen, Arbeiten und Sorgen von ihren Oberen vielfach zu wenig verstanden und ernstgenommen fühlen. Was ihnen ehrliche Bedrängnis bereitet und ausführliche Beschäftigung zu erfordern scheint, — von dem haben sie den Eindruck, daß es die Oberen kalt läßt oder von denen leichthin unter den Tisch gewischt wird. Am meisten jedoch bekümmert es sie, wenn sie feststellen, daß ihr Einsatz kaum Anerkennung findet. Initiativfreudige Erzieher, die sich aufrichtig bemühen, ihre Arbeit gut zu machen und denen darüber hinaus hin und wieder auch etwas Neues einfällt, erwartet mitunter noch eine besondere Belastung. Das Veto oder die Bremswirkung ihrer Vorgesetzten, der offizielle Einspruch gegen diese oder jene erzieherisch für nützlich erachtete Maßnahme. Kein Wunder, daß da mancher Erzieher zur „Selbsthilfe“ greift und schwarze Aktionen, über die der Obere nicht unterrichtet wird, laufen läßt.

c) Besonderer Erwägung bedarf noch das Dilemma, in dem so mancher Internats- oder Seminarvorstand sich eingeklemmt sieht: versteht er sich nicht nur als Vollzugsorgan des obrigkeitlichen Willens, sondern als eigenverantwortlich und zu eigenen Entscheidungen befugt, dann muß er auf den Vorwurf gefaßt sein, er betreibe ein Privatunternehmen auf Kosten des Ordens und hinter dem Rücken seiner eigenen Vorgesetzten.

Es wäre angesichts der aufgezeigten Kümmernisse menschlich gesehen verständlich, die Flinte ins Korn zu werfen, also aufzugeben und damit jenen rechtzugeben, die meinen, unser Ende sei ohnehin gekommen. Unsere christliche Verantwortung und das Gebot der Stunde verlangen einen anderen Weg: den Weg des Wagnisses: daß wir uns Gedanken machen

über eine neue Planung, über ein neues Konzept, das uns hilft, die alte Last oder besser noch: den alten Ballast als neue Bürde wieder aufzunehmen und mit Zuversicht weiterzutragen.

## II. DAS WAGNIS

V o r b e m e r k u n g : Verhältnis von Schule und Internat

Es muß schon im Ansatz gesehen und anerkannt werden, daß die Erziehungsaufgabe des Heimes oder Internates weder den Zielen der Schule unterzuordnen ist noch ihnen gleichberechtigt parallel läuft, vielmehr gegenüber dem Bildungsauftrag der Schule eine übergeordnete Stellung einnimmt. Ich halte es für notwendig, dies einmal in aller Deutlichkeit auszusprechen. Bislam herrschte doch so ziemlich allüberall eine Betrachtungsweise vor, welche das Heim mehr als „ancilla scholae“, als Anhängsel der Schule wertete und von ihm in erster Linie erwartete, daß es die für einen optimalen Ablauf des Schulunterrichtes notwendigen Zurüstungen bestellte. Für diese Einstufung des Heimes sind näherhin zwei Gründe verantwortlich zu machen:

a) Die Erziehungsleistung der Schule wurde nicht zuletzt unter dem Einfluß des verengten aufklärerischen Menschenbildes zu hoch taxiert. Man tat so, als würde der vorwiegend den Verstand ansprechende sachkundige Unterricht den wesentlichen Bestand menschlicher Reife ausmachen (vgl. den Begriff „Reifezeugnis“). Heute sieht man in dieser Hinsicht unbefangener und kritischer. Ich verweise auf W. Brezinka, *Erziehung als Lebenshilfe* (5. Aufl. Stuttgart 1967). Im Abschnitt „Das Ungenügen der Schule“ bemerkt dieser Pädagoge, daß die höhere Schule nur selten größere erzieherische Prägekraft besitzt, daß es ihr selten gelingt, über die äußere Disziplin hinaus eine gute innere Form zu geben. „Auch wenn man viel an ihr verbessert, wird die Schule nie ersetzen können, was vor ihr, neben ihr und nach ihr von anderen Erziehern bewirkt werden muß“ (S. 159). Und nun der für unser Anliegen wohl entscheidendste Satz: „Die Schule kann die Erziehung unterstützen und ergänzen, die dem jungen Menschen im außerschulischen Lebenskreis zuteil wird“ (S. 163).

b) Nun hätte zweifellos zeitiger die fällige Korrektur in der üblichen, das Internat gegenüber der Schule unterbewertenden Betrachtung angebracht werden können, wenn eine ausgearbeitete Theologie der Erziehung zur Verfügung gestanden wäre. Bis zur Stunde ist sie noch nicht geschrieben. Von ihr allein darf eine sachgemäße Standortbestimmung der Heime erwartet werden.

### 1. Strukturprinzipien des Heimes

Ganz gleich, was eine Theologie der Erziehung alles beinhaltet, eines dürfte über jeden Zweifel erhaben sein: das ganze Gewicht der katholischen Heimerziehung tritt erst dann überzeugend zutage, wenn wir uns dazu ver-

stehen, für die äußere wie innere Struktur unserer Internate und Seminare die Dynamik zweier überaus entscheidender Prinzipien fruchtbar zu machen und auszuwerten: des aus der Schöpfungsordnung zu erhebenden Prinzips der „kleinen Gruppe“, dem als Urmodell die Familiengemeinschaft zugrundeliegt, sowie des aus der Erlösungsordnung des Neuen Testaments, in seiner Bedeutung für die Jugenderziehung immer noch nicht recht begriffenen „Gemeindeprinzips“.

a) Das Prinzip der „kleinen Gruppe“.

Wie wichtig und unerlässlich ein Um- und Ausbau unserer Heime nach dem von den Werten des Familiären geprägten „Prinzips der kleinen Gruppe“ tatsächlich ist, erhellt allein schon daraus, daß ein erheblicher Teil des bedrückenden Leerlaufs in den Internaten, des weit verbreiteten Mißmutes über die Internate wie auch die Spannungen in den Internaten letztlich seine Ursache in zwei untereinander in Verbindung stehenden Tatbeständen besitzt: einmal in jener unzureichenden Untergliederung der im Heim untergebrachten Jugendlichen (die bei den psychologischen Voraussetzungen des jungen Menschen zu ähnlichen Verhaltensweisen führt, wie sie für das Leben in Massenunterkünften charakteristisch sind); sodann in der Wirksamkeit eines Systems optimaler Überwachung, vielfältiger unpersönlich-institutioneller Absicherungen. Es ist hinreichend bekannt, welch verheerende Folgen eine derart bestimmte Heimerziehung zeitigt: weil sie nichts anderes aufzubieten vermag als Gewalterziehung mittels Verordnungen, wird der affektive Widerstand des jungen Menschen geradezu herausgefordert. Man wundert sich später darüber, daß man im Endeffekt gerade das Gegenteil von dem erreicht hat, was man dem Jugendlichen beizubringen bemüht war. Diesen Schwierigkeiten kann erfolgversprechend nur durch die konsequente Durchsetzung des Prinzips der kleinen Gruppe gegengesteuert werden. Was konkret sicherzustellen und auszuführen ist, beruht in folgenden Punkten:

— Aufgliederung des Heimes sowohl räumlich wie auch personell gemäß den von den Soziologen heute so nachhaltig herausgearbeiteten Bedingungen der kleinen Intimgemeinschaft. Nach Griesel und Stenger liegt die pädagogisch fruchtbarste Größe solcher Gruppe bei 12—15 Mann. Je mehr diese Grenze überschritten wird, umso mehr wird ein positiver Erziehungseinfluß erschwert, umso mehr wird es notwendig, den institutionellen Apparat zu mobilisieren.

— Hand in Hand mit dieser äußeren Unterteilung haben die Erzieher alles daranzusetzen, einem personal-dialogalen Erziehungsstil Tür und Tor zu öffnen. Dieser gewinnt seine Gestalt in dem Bestreben des Erziehers, dem jungen Menschen personal präsent zu sein. So etwas hat nichts zu tun mit aufpassender Allgegenwärtigkeit oder polizeiähnlicher Kontrolle. Es meint vielmehr, daß der Erzieher dem jungen Menschen so gegenwärtig zu sein hat, daß dieser junge Mensch den Eindruck erhält: ich stehe nicht nur

unter der äußeren die Vorgänge des Tagesablaufes registrierenden Aufmerksamkeit des Erziehers, ich bin nicht nur Objekt seiner Bemühungen, sondern er ist mit seinem Herz bei mir (vgl. zum Ganzen meinen Aufsatz „Internatserziehung heute“, in Stimmen der Zeit 90, 1965, 219). Gemäß der individuellen Eigenart des Erziehers wird sich diese personale Präsenz entweder als väterliche oder freundschaftliche Fürsorge Ausdruck zu verschaffen wissen. Es sei betont, daß der Wille des Erziehers, dem Jugendlichen personal präsent zu sein, himmelweit entfernt ist von jenem utopischen demokratischen Führungsstil, dessen Bankrott wir eindrucksvoll erlebt haben. Aber er hat viel zu tun mit der Bereitschaft zum Gespräch und zum Vertrauen.

Wo immer die kleine, familiär geprägte Gruppe zum Organisations- und Erziehungsprinzip des Internates erhoben wird, mag vielleicht manches äußerlich nicht so exakt laufen, wie bei Akzentuierung des Überwachungsprinzips, aber ein Ziel bringt sie uns nahe und ich meine, nach diesem Ziel müßte die Güte eines jeden Internates gemessen werden. Es lautet: Minimum an Aufsicht; Magnum an Freiheit; Maximum an Vertrauen.

#### b) Das Gemeindeprinzip.

Es ist keine Frage, daß unsere Internate, so sie ihrem christlichen Qualitätsanspruch gerecht werden wollen, sich der Glaubenswirklichkeit der „Gemeinde“ zu stellen haben und alles aufbieten müssen, um sie sich zu integrieren. Bezugspunkt der Gemeinde, Ihr A und O, ihr Ursprung und Ziel ist Christus der Herr. Die Bereitung zur Begegnung mit Christus wird unter dieser Rücksicht die zentrale Aufgabe unserer Heime sein müssen.

— Begegnung mit dem Herrn sagt sich dem Jugendlichen erstrangig an, in der Begegnung mit der überzeugenden Glaubensgestalt des Erziehers. Als lebendig Glaubender, als solcher demnach, der nicht von einem ideologischen Konzept besessen ist, sondern in ständigem, wachem Dialog mit dem Herrn lebt, erweist sich der Erzieher als Meister, „dem sich der Jünger eröffnet, zugleich aber muß der Meister immer schon über sich selbst hinausweisen auf den einen Meister Christus“ (G. Griesl, Ende des alten Seminarstils, in: Der Seelsorger, 1, 1967, 47). Sodann kommt durch den Erzieher und in ihm Christus dem Jugendlichen nahe, wenn er, der Erzieher, es versteht, seine pädagogischen Maßnahmen nach den von den Evangelien beglaubigten Gesten und Taten des Herrn auszurichten. Wo der junge Mensch den Erzieher erfährt als einen, der sich hilfreich und selbstlos seiner Not annimmt, als einen, der heilt, statt Wunden aufzureißen, als einen, der sucht, was verloren war, — kommt diesem jungen Menschen der Herr selbst nahe. Der Erzieher muß wissen, daß er nicht in erster Linie durch intellektuelle Unterweisung, nicht durch noch so gute Argumentation und Beredsamkeit, sondern gleichsam nur durch eine „Mund-zu-Mund-Beatmung“ Christus den Jugendlichen zum Leben erwecken kann. Schließlich müssen die Erzieher in der Lage sein, Christus

den Herrn in das geschichtliche Koordinatensystem des Jugendlichen richtig einzusetzen: d. h. ihn vor der Vereinseitigung eines Ereignisses nur der Vergangenheit zu bewahren, eines Ereignisses, das sich einzig und allein auf dem trägen Fluß konservativen und fortschrittfeindlichen Denkens fortbewegen kann, sondern Ihn ausweisen als die Zukunft eines jeden von uns, als unser Morgen.

Begegnung mit dem Herrn und Erfahrung des Herrn wird dem Jugendlichen des weiteren im Vollzug des brüderlichen Zueinander und Miteinander erschlossen. Von dem Augenblick an, da dem jungen Menschen im Zuge seiner Reifwerdung die wesentliche Position der Liebe im menschlichen Dasein aufgegangen ist, kann ihm nur jene Gemeinschaft etwas bedeuten, in der die mitmenschliche Liebe geweckt und gelebt wird, kann ihm darüber hinaus das Christentum nur etwas sagen, wenn es als brüderliche Gemeinschaft ihm entgegentritt. Die Sorge um die Gestaltwerdung dieser brüderlichen Liebe wird vom Erzieher verlangen, daß er vor allem in den Jugendlichen die Strebungen mitmenschlicher Teilhabe, der Einsatzfreudigkeit, die Bereitschaft zu teilen, sich der Schwächeren anzunehmen, sowie echte Freundschaften der Jugendlichen untereinander zu fördern versteht. Erhebliches trägt zur Verwirklichung dieses Anliegens auch bei, wenn man älteren Jungen zeitweise Verantwortung für eine kleine Schar Jüngerer überträgt. In der alten christlichen Gemeinde hat man die Diakone bestellt. Von da aus scheint die in einigen Häusern bereits üblich gewordene Einrichtung der Präfektenhelfer eine ausgesprochen christliche Sache.

Nicht zuletzt erfordert das für die Christusbegegnung so entscheidende Element der Brüderlichkeit von Seiten des Erziehers ehrliche Anstrengungen für die Gestaltung der eucharistischen Tischgemeinschaft. Dazu nur folgende Hinweise: in vielen Häusern besteht eine große Kluft zwischen dem Ablauf der sogenannten „Mahlzeiten“ und dem sakralen Herrenmahl. Die sollte unbedingt geschlossen werden! Wie kann ein Jugendlicher dem Tisch des Herrn lebendiges Verständnis abgewinnen, wenn ihm der Zugang zu dessen natürlicher Grundgestalt, dem Mahl, verwehrt ist und er in Sachen der Nahrungsaufnahme lediglich so etwas wie Abfütterung erfährt! Es muß unbedingt darauf hingearbeitet werden, dem Jugendlichen das im Bereich des Geschöpflichen liegende Vorgelände der Eucharistie gangbar zu machen. Sodann: Auch die Eucharistiefeier ist möglichst nach den Gesetzen und Bedingungen der kleinen Gruppe auszurichten. Sie ist tageszeitlich so zu legen, daß sie vom Jugendlichen her betrachtet ein Optimum an Wachheit erwarten kann. Schließlich: die Messe soll nicht tägliche Pflicht sein.

## 2. Stellenwert der ganzmenschlichen Reife

Soll nun der junge Mensch wirklich gruppenfähig und innerhalb der Gemeinde christusfähig werden, muß noch auf etwas sehr Wichtiges Be-



dacht genommen und mit den bereits erwähnten Anliegen gleichsam synchronisiert werden: die Anleitung zu einer überzeugenden menschlichen Reife. Haben wir doch keine Angst, als Christen das auszusprechen! Christus ist ja bei all seinem Einspruch gegen sündhafte Verkehrung doch Repräsentant kosmischer und menschlicher Vollendung. Mit einem spiritua- listisch verdünnten Menschenbild ist gerade heute niemandem gedient! Der Jugendliche darf deshalb auf keinen Fall an den Werten der Schöpfung vorbeigeführt werden, die für seine Entfaltung und Werdung als Mensch von existentieller Bedeutung sind. Unbedingt ist auf eine offene Konfron- tation mit dem je fälligen und anstehenden Wertbereich zu drängen. Selbst der Hinweis auf mögliche sittliche Gefahren vermag davon nicht zu dispensieren. Wir wissen heute, daß ein Großteil von Verfehlungen Seminarjugendlicher auf den Umstand zurückzuführen ist, daß sie nach Freilassung aus dem erzieherischen „Zwinger“ von Nachholpanik getrieben das zu erraffen suchten, von dem sie glaubten, es sei ihnen vorenthalten worden.

Erfahrungsgemäß sind es vor allem zwei Werteinheiten, welche in unseren Heimen allzuleicht übergangen werden:

a) Der Wert des Leiblichen. — Ein überaus wichtiges Etappenziel ist für eine christlich ausgerichtete Pädagogik die unbefangene Integration der dem Leibsein des Menschen zugeordneten Wertgruppen. Leider ist es damit in unseren Heimen nicht zum besten bestellt! Wieviel herrscht da noch an Angst vor dem Leib und an Ressentiment gegen den Leib! Wir können und dürfen uns derartiges nicht leisten! Ich weiß, manche christ- lichen Erzieher suchen vor dem Auftrag, das Ja zum Leib zur erzieherlichen Thematik zu erheben, zu kneifen! Sie drücken sich daran vorbei, indem sie sich hinter dem an sich leichtfertigen Gerede von der Leibvergötzung als Trend unserer Zeit verschanzen. Lassen wir uns von diesem Phantom nicht irritieren! Der Durchschnitt der Jugend von heute neigt gegenwärtig stärker zur Abkehr vom und zum Ekel vor dem Leibsein! Für sie ist Leib im Ansatz eher personfremder Körper, beliebig manipulierbares Ding, das letztlich enttäuscht und Erfüllung versagt.

b) Die Annahme des Geschlechtlichen. — Es liegt auf der Hand, daß unsere nach Geschlechtern getrennten Internate gut daran tun, entgegen vielen pädagogischen Jungtürken dem Entwicklungsgang der Jugendlichen Rech- nung zu tragen und für die Zeit bis etwa zum 14./15. Lebensjahr für eine ein- polige Erziehung einzutreten. Sobald jedoch das entsprechende Alter er- reicht ist, darf unter keinen Umständen so getan werden, als sei die Be- schäftigung mit dem Mädchen sittlich erst vertretbar, wenn der Junge mit dem Abitur das Heim verläßt! Nachdrücklich betont Griesl: „Für die Praxis sollte man das Anliegen der Koedukation ernster nehmen als es bisher bei uns üblich war“ und „das weibliche Element aus dem Knaben-

internat ausklammern, hieße eine gefährliche Lücke aufreißen“ (aaO). Warum aber kann und darf die gegengeschlechtliche Komponente nicht ausfallen, warum ist auf ihrer Integration zu bestehen? Einmal, so lautet die Antwort, weil hier das für die menschliche Reife wohl entscheidendste Element auf dem Spiele steht: die Bereitung zu personaler Begegnung, der Aufbau der Liebes- und letztlich Ehefähigkeit. Zum andern, weil eben die Befähigung zur ehelichen Liebesgemeinschaft für einen eventuellen Schritt hin zur Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen eine unverzichtbare Voraussetzung darstellt. Es ist nicht zu sehen, wie die Einarbeitung des gegengeschlechtlichen Elementes in die Heimerziehung querstehen sollte zu den Erfordernissen christlicher Reife und damit auch zu den Belangen der Nachfolge des Herrn.

Anleitung zur menschlichen Reife wird schließlich auch aufnehmen müssen die Sorge um Askese = Zucht oder Training. Diesem heute mehr denn je aktuellen Anliegen wird entsprochen durch die Anleitung zum Widerstand gegen die depersonalisierenden und den Menschen als Menschen nivellierenden Tendenzen unserer Zeit. In dieser Hinsicht muß das Heim den Mut haben, für einen Nonkonformismus einzutreten, der nicht aus dem Unterlegenheitsgefühl des Rückständigen sich nährt, sondern aus der inneren Überlegenheit desjenigen kommt, der Voraussicht und Übersicht gelernt hat. Eine nicht zu unterschätzende Hilfestellung bietet unter dieser Rücksicht die bewußte und systematische Pflege des Leistungssportes. Mehr als es den Anschein hat, geht es hier um eine ausgesprochen evangeliumsnahe Haltung. Man bedenke nur, wie nachhaltig etwa Paulus den sportlichen Wettkampf und das damit verbundene verzichtfordernde Training seinen Gemeinden zur Veranschaulichung des christlichen Weges heranzieht. Wenn unsere Heime es fertigbrächten, für Leistungssport zu interessieren, ist menschlich wie christlich etwas sehr Bedeutsames erreicht: der Jugendliche lernt begreifen, daß Hochleistungen auf dem Gebiet der leiblichen Ertüchtigung, so sehr sie auch Abstinenz verlangen, doch dem Aufbau und der inneren Geschlossenheit des ganzen Menschen zugutekommen. Darüberhinaus wird ihm diese Erfahrung zur *praeparatio evangelica*: es irritiert ihn nicht mehr, daß der Weg zum Vollalter Christi nur unter Anwendung des nämlichen formalen Trainingsprinzips zu erreichen ist.

Mit welchem Recht kann man aber nun behaupten, daß die Mobilisierung des Prinzips von der kleinen Gruppe und des Gemeindeprinzips für die Extra- und Infrastruktur unserer Heime die Zukunft garantiert? Es ist von gewichtigen Soziologen und Kulturkritikern (z. B. A. Gehlen, H. Schelsky, A. Mirgeler) oft genug betont worden, daß die moderne industrielle Gesellschaft keineswegs, wie vielfach angenommen wird, auf einen totalitären Ameisenbau zusteuert, in welchem alles und jedes reglementiert wird, sondern daß dieses unser Zeitalter der Konformität und Gleichschaltung, der

großen anonymen Organisationen und Unternehmen — zugleich das Zeitalter der kleinen Sondergruppierungen der Vertrauensbeziehungen im kleinen Kreise ist. J. Moltmann erinnert in seiner „Theologie der Hoffnung“ (S. 295) auf die große Chance, die für uns Christen in dieser Besonderheit der gegenwärtigen Gesellschaft liegt. Er sagt: „Die Objektivierungen der wissenschaftlich-technischen Zivilisation sind so groß und eigenständig geworden, daß sie nicht mehr resubjektivierbar sind. Dafür geben sie eine Welt im Kleinen frei, in der Verantwortungen in umgrenzten Gemeinschaften übernehmbar werden. Hier können die christlichen Gemeinden menschliche Wärme und Nähe, Nachbarschaft und Heimat, zweckfreie und mit Vorliebe „echt“ genannte Gemeinschaften bieten“.

### III. ENTSCLOSSENHEIT ZUM WAGNIS

#### 1. Unmittelbare Folgerungen

a) Die erste und unmittelbare Folgerung, die es aus dem Gesagten zu ziehen gilt, betrifft das Verhältnis von Ordensschule und Heim des Ordens. Wenn das Heim vom Gesamt des christlich-personalen Erziehungsauftrages her gesehen eine größere Gewichtigkeit für sich beanspruchen kann als die Schule (in welcher es doch in erster Linie um die Vermittlung sachhaft-fachlicher Qualitäten geht), dann sind für Sie, verehrte Väter, bereits einige Vorentscheidungen gefallen:

— Die Schule darf für sich genommen nicht Selbstzweck sein! Sie hat gemessen an dem vom Prinzip der kleinen Gruppe und Gemeindeprinzip formulierten Ziel des Heimes eine ausgesprochene Instrumentalfunktion. Für uns verdankt also das Heim seine Existenzberechtigung nicht der Schule.

— Um des Heimes willen gilt es die Schule zu halten, zu besorgen und soweit als möglich auszubauen. Vollkommen verkehrt wäre es, aus Sorge um die Beschaffung von Lehrkräften für die Schule die Bedürfnisse des Heimes hintanzusetzen.

— Wenn Sie sich vor die Unmöglichkeit gestellt sehen, Schule und Heim gleicherweise mit eigenen Kräften zu bedienen und die Notwendigkeit entsteht, eine bisher gehaltene Stellung zu räumen, dann sollte das Heim wirklich das Letzte sein, was abgebaut und preisgegeben wird. Dann ist es schon besser, die Schule Laien anzuvertrauen.

b) Die zweite Folgerung betrifft das Verhältnis von Internat und Familie. Man hört vielfach den Einwand, daß ein Internat, mag es auch noch so sehr Geschick zeigen in der Pflege familiärer Werte, die Familie doch niemals ersetzen kann und insofern immer eine Notstandseinrichtung darstellt. Das ist an sich richtig, bedarf aber noch einer Beifügung. Wenn wir

uns nämlich die Auffassung zu eigen machen, daß unsere Heime dem christlichen Prinzip der Gemeinde verpflichtet sind, wird sich nicht mehr so pauschal vertreten lassen, das Internat sei gegenüber der Familie ein besseres Übel. K. Würzburger hat in seinem sehr instruktiven Buch „Erziehung nach dem Evangelium“ (München 1965) die Behauptung aufgestellt und begründet, daß nach dem Evangelium und den Apostelbriefen die Familie nicht die Zelle ist, aus der sich die Gemeinde entwickelt, sondern daß die Familien Früchte sind am weitverzweigten Baum der Gemeinde, daß demnach die Gemeinde gegenüber der Familie eindeutigen Vorrang besitzt. Er zieht dann auch einige wichtige pädagogische Folgerungen: Soll es dabei bleiben, daß die Familie der rechtmäßige Ort der Erziehung ist, dann kann das nur gelten, insofern die Familie dem Bild der Gemeinde Christi entspricht. „Der berufene Erziehungsberater der Familie ist die Gemeinde“. Macht man also Ernst damit, daß unsere Heime Gemeinden im biblischen Sinn zu verkörpern haben, dann ist, vorsichtig ausgedrückt, ihre Position gegenüber der Familie aufgewertet.

## 2. Abbau veralteter Formen und Strukturen

Wir werden unseren Häusern die Zukunft nur unter der Voraussetzung sichern können, daß wir bereit sind, mutig und entschlossen alles zu verabschieden, was mit den aus dem Prinzip der kleinen Gruppe und dem Gemeindeprinzip sich ergebenden Auflagen nicht in Übereinstimmung gebracht werden kann.

a) Das bedeutet fürs erste, daß Heime, die noch nach dem Gesichtspunkt von Großgaragen und Kasernen, bzw. nach dem Saalprinzip erstellt sind, und in denen die Methode der Beaufsichtigung den Vorrang besitzt, unbedingt räumlich wie numerisch zu verkleinern oder zu unterteilen sind. Es scheint nicht weiter mehr vertretbar, wenn für 100 Jugendliche nur ein Raum und nur ein Erzieher zur Verfügung steht.

b) Das Mühen um eine Internatsreform im Sinne der kleinen Gruppe und der christlichen Gemeinde müßte dann die verantwortlichen Oberen dazu bestimmen, vom ausgeprägt berufsgebundenen Heim und seiner novizialen, eben darum auch grundlegend auf Bewahrung eingestellten Lebensatmosphäre Abstand zu nehmen und in Zusammenhang damit insbesondere darauf zu verzichten, Wert und Qualität des Heimes lediglich unter dem Gesichtspunkt der Rentabilität für den Orden zu betrachten. Die Förderung der „Berufsfähigkeit“ kann und darf sich nicht vorbeimogeln an den Gegebenheiten und Daten, die für die Förderung der Ehefähigkeit von Bedeutung sind. Eine im Vorherein auf zölibatären Lebensstil und die Lebensform der Jungfräulichkeit abgestellte Heimerziehung ist vor dem christlichen Gewissen nicht zu verantworten.

### 3. Verantwortung des Oberen gegenüber den mit Erziehungsauftrag betrauten Mitbrüdern.

a) Versorgung mit Vertrauen und Interesse. — Das kostbare Gut des Vertrauens Ihnen auf dem Steinacker der Erziehung tätigen Mitbrüdern zu schenken, wird Ihnen, verehrte Väter, nicht immer leicht fallen. Namentlich dann nicht, wenn diese Mitarbeiter aus eigener Verantwortung (nicht: Willkür!) handeln und solche „Eigenmächtigkeiten“ Ihrem Urteil nicht konform erscheinen! Dennoch muß von Ihrer Seite das Vertrauen gewagt werden! Suchen Sie auch nach Gelegenheiten, Ihr Interesse an Heim und Schule persönlich zu bekunden! Ihr Erscheinen soll als herzliche Geste aufgenommen und nicht als bloße Pflichterfüllung registriert werden.

b) Versorgung mit Optimismus und Heiterkeit. — Wir wissen alle, wie unendlich wichtig für die Erfüllung des Erziehungsauftrages Optimismus und Heiterkeit sind! Es ist berufsmäßige Pflicht des Erziehers, stets einen Vorrat davon mit sich zu tragen und auszuteilen. Woher aber soll der Erzieher sich seinerseits damit anreichern? Es wird vornehmlich Sache des Oberen sein, seine Mitbrüder in der Erziehung echten Frohsinn erfahren zu lassen!

c) Milde und Nachsicht. — Manche Erzieher nehmen im Verlauf ihrer Arbeit an der Jugend etwas von deren Eigenart und Untugenden an. Der verständige Obere wird derlei Symptome nicht überbewerten, er wird vielmehr verfahren wie einer, der gelernt hat, aus ernster Sorge um das Wesentliche über das belanglose Kleine hinwegzusehen.